

jüngere Generation von Politikwissenschaftlern und Staatsrechtslehrern weitergegeben worden ist. An dieser »Staatslehre« hat Heller nach langjährigen Vorarbeiten buchstäblich bis zu seinem Todestag (5. November 1933) geschrieben; vollenden konnte er sie nicht mehr. Es war ein Glücksfall, daß damals auch Gerhart Niemeyer in Madrid lebte und »einen ständigen, bis in die letzten Stunden währenden Gedankenaustausch« mit Hermann Heller hatte (s. Bd. 3, S. 400).

So war es diesem mit Hellers Werk genauestens vertrauten Staats- und Völkerrechtler und Politologen möglich, die »Staatslehre« schon 1934 zu veröffentlichen (in eben jenem holländischen Verlag, in dem jetzt Hellers »Gesammelte Schriften« herausgekommen sind). Über sein Verfahren bei der — äußerst gewissenhaften — Bearbeitung von Hellers Manuskript hat Niemeyer in drei Berichten, die ungekürzt in Band 3 der Gesamtausgabe wiedergegeben sind, genaue Rechenschaft abgelegt.

Es erschiene mir vermessen und der Bedeutung der Hellerschen »Staatslehre« unangemessen, wollte ich hier den Versuch unternehmen, das rund 300 Druckseiten umfassende und dabei ungemein dicht geschriebene Werk im Rahmen dieser Rezension zu »referieren« und zu würdigen. Ich beschränke mich auf den Hinweis, daß für Heller Staatslehre »Teil der politischen Wissenschaften« ist, »Soziologie und als solche Wirklichkeitswissenschaft«, »Strukturwissenschaft, nicht Geschichtswissenschaft«; mit dieser Sicht war der Jurist Heller (der aber eben auch Staatsphilosoph, politischer Pädagoge und wacher Kritiker seiner Epoche war) ein Pionier der damals noch kaum existenten Politischen Wissenschaften und zumindest wichtiger Teilbereiche der modernen Soziologie. Daß zu seinen Grundpositionen wie zu seinen Folgerungen auch Gegenpositionen möglich sind, versteht sich von selbst, mindert aber in nichts die bleibende Bedeutung dieser »Staatslehre«, an der eigentlich niemand vorbeigehen kann, der sich ernstlich um die Erforschung des Staates im 20. Jahrhundert bemühen will.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß der 3. Band außer der »Staatslehre« fünf kleinere »Schriften zur Staatslehre« in einer Ersten Abteilung (Bd. 3, S. 3—75) enthält; vier davon hat Heller für eine amerikanische Enzyklopädie geschrieben — sie sind hier im dort veröffentlichten englischen Text wiedergegeben.

Eröffnet wird der Band 3 durch eine von Hans Rädle zusammengestellte »Bibliographie der Veröffentlichungen Hermann Hellers« (Bd. 3, S. XI bis XXVII), die meines Erachtens richtiger im Anhang zu plazieren gewesen wäre; dort finden sich die bereits gewürdigten Namens- und Sachverzeichnisse und der Redaktionsbericht samt Korrekturverzeichnis.

Walter Fabian

Friedrich Wilhelm Marquardt, *Theologie und Sozialismus. Das Beispiel Karl Barths*, Chr. Kaiser Verlag, München, M.-Grünwald-Verlag, Mainz, 1972, 374 S., Ln., 29,50 DM.

Karl Barth hat es seinen Anhängern nicht leicht gemacht. Alle Versuche, ihm ein kennzeichnendes Rubrum zu geben, blieben mehr oder weniger unzulänglich. Als der »rote« Dorfpastor aus der Schweiz auf die Göttinger Lehrkanzel kam, schien er ganz in der theologischen Waffenschmiede seinen Platz gefunden zu haben. Man hörte ihn pochen und hämmern und sah Funken vom Amboß stieben. Seinen erstaunten deutschnationalen Kollegen war er nicht nur wegen dieser aller akademischen Tradition fremden Arbeitsweise reichlich suspekt, man spürte auch, daß hinter seiner Kritik an der Theologie sich auch ein politisches Anderssein verbarg, für das es auf der üblichen Glaubenstafel keinen passenden Bekenntnisposten gab. Den Religiös-Sozialen hatte er 1919 sein schneidendes Nein zugerufen und dem Liberalismus in den beiden Auflagen seines »Römerbriefes« den klaren Abschied gegeben.

Die »dialektische Theologie«, die mit seinem Namen eng verbunden ist, hat dann fraglos einen Umbruch im theologischen Denken herbeigeführt. Seine auf 13 umfang-

reiche Bände angewachsene »Kirchliche Dogmatik« wurde das eindrucksvollste Zeugnis dieser Wende. Sein starkes politisches Interesse blieb erhalten, und dieses war wirklich nicht im Sinne der nationalen Tendenzen, die damals auch die studentische Jugend erfaßten. Der »Fall Dehn«, der sich zu einem die Öffentlichkeit bewegenden Skandal ausweitete, rief Barth mit einer temperamentvollen Stellungnahme auf den Plan, in der auch sein erstes scharf abweisendes Urteil über Hitler zu hören war. Etwa um dieselbe Zeit trat er der SPD bei, nicht aus weltanschaulichen Gründen, sondern aus nüchterner politischer Überzeugung, daß die SPD eine Partei der Arbeiterklasse, der Demokratie, des Nichtmilitarismus und einer verständigen Bejahung des deutschen Volkes sei. So hat er es jedenfalls im Frühjahr 1933 dem NS-Kultusminister geschrieben und einen Austritt aus der Partei entschlossen abgelehnt. Seine Mitgliedschaft endete erst mit dem Verbot der SPD. Im deutschen Kirchenkampf, in dem er an vorderster Stelle stand, war sein theologischer Zuspruch entscheidend, aber seine deutschen Freunde ließ er nicht im Unklaren, daß die kirchliche Opposition früher oder später eine politische sein werde. Ging es für ihn doch um die Aufrollung einer theologisch-kirchlichen Tradition, die mit ungunstigen nationalen Entwicklungszügen verzahnt war. Das ist von vielen nicht verstanden worden, wie seine Stellungnahme nach 1945 im Ost-West-Konflikt auch bei solchen, die einst mit ihm gegangen waren, auf Widerstand stieß. Es gab heftige Debatten, ein Abrücken von dem Mann, dem man theologisch viel verdanke, der aber jetzt sein politisches Credo unverhüllt zeige.

Karl Barth war Sozialist — mit diesem Satz beginnt Marquardt sein Buch! Er war es immer, es hat hierin in seiner Entwicklung keinen Bruch gegeben, auch als er als Theologie-Professor sich von aktiver Politik fernhielt. Noch mehr: Seine Theologie ist politisches Engagement. Immer gab es bei ihm die Einheit von Lehre und Leben. Helmut Gollwitzer sagt in seinem Geleitwort, Barth habe sich auch »beim Bedenken innerster theologischer Fragen nicht von seinem Ausgangspunkt, nicht von der sozialistischen Praxis des Safenwiler Pfarrers« entfernt, er sei »der Welt und zwar gerade der Welt des armen, unterdrückten Volkes nie abtrünnig« geworden.

Wer mit der theologischen Sprache und Denkweise nicht vertraut ist, wird bei der Lektüre vielleicht eine Enttäuschung erleben. Das Buch ist von einem Theologen und für Theologen geschrieben. Obwohl viel Konkretes und auch z. T. Unbekanntes von Barths politischem Handeln berichtet wird, so gleicht die Gedankenführung doch einer theologischen Hochtouristik. Man braucht Steigeisen, Haken und Seile und muß leidlich schwindelfrei sein. Man bedenke den Obertitel: Theologie und Sozialismus. Karl Barth ist das *Beispiel*, an dem das Problem abgehandelt wird. So geht der Weg durch das Felsengeklüft des gesamten theologischen Opus, vor allem der Kirchlichen Dogmatik. Würdigt man die Absicht dieser Untersuchung, so wird man sagen müssen, es ist eine respektable wissenschaftliche Leistung. Gezeigt werden soll: 1. Barth hat nie Theologie um ihrer selbst willen getrieben; 2. für Barth war die Theologie immer praxisbezogen; 3. Barth war in seinem Hingekehrtsein zum Menschen und zur menschlichen Gesellschaft nie Ideologe, sein Sozialismus ergab sich aus der christologischen Grundfrage seiner Theologie; 4. da für Barth Theologie nicht ohne Kirche denkbar ist, ergeben sich entsprechende Konsequenzen für die Arbeit der Kirche in dieser Welt. Ob die vieldeutige Bezeichnung »Sozialist« auf Barth zutrifft, werden viele Barthkenner bestreiten. Zweifellos war Barth ein bürgerlicher »Linksdemokrat«, dessen Sozialismus ganz undogmatisch war und im Wurzelboden seiner theologischen Erkenntnisse das Kraftfeld hatte. Das hat Marquardt darzustellen versucht. Was jedoch nicht nur der Nichttheologe, sondern auch mancher Theologe als recht schwer empfinden wird, ist, daß Marquardt selber mit dem Problem ringt, indem er Barths Theologie von sich aus durchdenkt und es dem Leser nicht erspart, seine Gedankenschlüsse mit zu voll-

ziehen. Mit dem Eingangssatz: Barth war Sozialist, hat er seiner eigenen Gedankenarbeit — ungewollt — einen Sperrriegel vorgesetzt. Er braucht diesen Satz bei einer Neuauflage nicht zu streichen, aber es wäre wünschenswert, wenn er im Interesse seines Anliegens Auflockerungen — sprachlich wie methodisch — vornimmt, die das Ganze durchsichtiger machen und kritische Einwände auflösen. Denn daß Barths Theologie keine esoterische Weisheit ist, kann jeder feststellen. Bei aller wissenschaftlichen Stringenz hatte sie offene Fenster zu den Menschen ihrer Zeit. Das hat Marquardt zeigen wollen. Dafür kann man ihm nur dankbar sein. Karl Kupisch

Renate Breipohl, Religiöser Sozialismus und bürgerliches Geschichtsbewußtsein zur Zeit der Weimarer Republik (= Studien zur Dogmengeschichte und systematischen Theologie, Bd. 32), Theologischer Verlag, Zürich 1971, 285 S., kart., 26,80 DM.

Anlässlich einer Aussprache mit Vertretern der »Bekennenden Kirche« im Jahre 1947 sagte Kurt Schumacher u.a.: »Wo einer seinen Sozialismus her hat, ob von Karl Marx oder aus der Bergpredigt, ist völlig gleichgültig«. Als geistige Grundlage sozialer und humaner Lebensgestaltung hat die Bergpredigt zu allen Zeiten ihre Anziehungskraft besessen. Fest steht, daß das historische Christentum auf keiner Stufe seiner Entwicklung sich auf die Ethik der Bergpredigt berufen hat. Es waren immer nur einzelne oder kleine Gruppen, die aus ihr Anruf und Wegweisung für ein sozial-ethisches Programm entnahmen. Sie wurden von den Großkirchen als Schwärmer und Sektierer heftig bekämpft und unter Zuhilfenahme der staatlichen Machtmittel verfolgt. Für die orthodoxe Ordnungstheologie war die Bergpredigt überhaupt nicht direkt auf die gesellschaftlichen Verhältnisse anwendbar, sondern nur eschatologisch deutbar. Als im vorigen Jahrhundert die »soziale Frage« auch an die Toren der Kirchen pochte, waren Angst und Ratlosigkeit groß, die Antwort der von Wichern ausgehenden Bewegung die auf karitativer Grundlage ruhende Gründung der Inneren Mission. Nach dem Scheitern der politischen Anläufe von Stoecker und Naumann war eine weitere Entwicklung zunächst unterbrochen. Erst nach dem 1. Weltkriege, unter dem Eindruck der völlig veränderten Verhältnisse, bildete sich, nach Schweizer Vorgang, auch in Deutschland die Gruppe der Religiös-Sozialen. Ihr geistiger Vater war Christoph Blumhardt, ihr Leitgedanke: Verwirklichung der Botschaft vom Reiche Gottes in der demokratischen Gesellschaft als Aufgabe der Kirche. Diese solle sich in ihrer sozialen Betätigung nicht nur auf patriarchalische Fürsorge beschränken, sondern unter Umbildung ihrer autoritären Herrschaftsstruktur einem evangelischen Gemeindeideal zustreben, um nicht länger eine Klassenkirche zu sein.

Renate Breipohl hat in dem hier anzuzeigenden Buch zum erstenmal eine Darstellung dieses Religiösen Sozialismus gegeben. Ihre Arbeit ist nicht primär historisch ausgerichtet, sondern nach Methode und Anlage vorwiegend systematisch-theologisch. Sie ist aus einer Dissertation aus der Schule des verstorbenen Göttinger Theologen Ernst Wolf hervorgegangen. Der Leser, der wenig vom Bund der Religiösen Sozialisten weiß, möchte vielleicht mehr konkrete Einzelheiten über Personen und Aktionen erfahren (vgl. *meine* knappe historische Skizze in: AfS XI, 1971, S. 387 ff.), aber die Analysen der geistigen und ideologischen Denkweise sind so treffend, daß der Leser ein eindrucksvolles Gemälde der weltanschaulichen Voraussetzungen und Bindungen des Religiösen Sozialismus in Deutschland zu sehen bekommt.

Zunächst gibt die Verfasserin einen allgemeinen Überblick über »Werden und Wirken der Religiös-Sozialistischen Bewegung« von 1919 – 1933. Ihm folgen eine Darstellung und Kritik der Positionen der einzelnen Gruppen bzw. Personen. Der anschließende Teil befaßt sich mit dem Problem Geschichte und Wirklichkeit und bringt vornehmlich